

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Stoll-Lohr, Henriette: Die Schatulle. Eine Geschichte vom Schinderhannes

urn:nbn:de:bsz:31-62042

in die Auslage, will auch Augustes Wohnraum sehen. Als gemacht ist er nun eine halbe Stunde da. Warum er nicht auch in die Eiskammer schauen will? Die Vorräte müssen ihn doch interessieren. Aber das tut er nicht. Er stellt sich vielmehr behaglich an die Türe und fängt an zu erzählen, irgend etwas Gleichgültiges. Vom Wetter spricht er, wie heiß die Tage seien, wie nicht einmal die Abende abkühlten, wie man ja immer für genügend Eis sorgen müsse, um die Ware frisch zu halten. „Natürlich!“ sagt er mit Nachdruck. Es war ihm, als habe Auguste irgendeine widersprechende Bemerkung machen wollen. „Natürlich!“ sagt er. Auguste denkt aber an eine andere Ware. Es überläuft sie nun doch heiß und kalt. Es ist nun einmal keine Kleinigkeit, mitten aus dem Sommer in den kalten Winter versetzt zu werden und nicht einmal einen Pullover, einen dicken Überzieher, sondern nur einen dünnen Spenzer anzuhaben. Aber schließlich regt sich nach den eifigsten Perioden wieder die Natur und der Frühling klopft an. Wahrhaftig, es klopft. „Es klopft“, sagt der Meister. „Ja, es klopft!“ sagt Auguste. „So sehen

Sie doch nach!“ sagt der Meister. „Ich will nachsehen!“ sagt Auguste und wendet sich, um sich zur Wohnungstüre zu begeben. Vielleicht läuft sie hinaus in die Nacht, sie weiß es noch nicht. Da geschieht das Gräßliche. Es ringt sich wie aus dumpfen Kellertiefen ein mörderischer Schrei. Jetzt weiß sie es: Don Günther hat die Nerven verloren. Dem Meister aber kann so was nicht passieren. Er schaut die Jungfer, man möchte fast sagen, schelmisch an, dreht sich dann ganz langsam gegen den Eisschrank um, langt nach dem Griff und öffnet die Türe. Seht, welch ein Anblick! Der Leser möge sich das zwerchfellererschütternde Bild selbst ausmalen. Was sich der Leser aber nicht ohne Weiteres erdenken kann, ist, daß der Meister nach guter alter Gewohnheit einen Ochsenziemer von der Wand nimmt und Don Günther fürchterlich zum Hause hinausprügelt.

Niemals, schwört sich Auguste an diesem Abend wieder, niemals würde sie je einen Kerl wie diesen kälte widerstands unfähigen, hasensüßigen, nach Lavendel duftenden Kavaller Don Jose Günther zum Manne nehmen.

Die Schatulle / Eine Geschichte vom Schinderhannes.

Von Henriette Stoll-Lohr

In meinem Elternhause stand auf seiner alten, massiven Kommode, die noch von den Urgroßeltern her stammte, eine Schatulle aus feinstem Mahagoniholz. Die Schatulle hatte für unsere Familie eine ganz besondere Bedeutung. Aus ihr sollte der berühmte Räuberhauptmann Schinderhannes bei den Urgroßeltern fünf Golddukaten gestohlen haben. Nicht oft genug konnte man uns Kindern erzählen, wie sich die Geschichte Anno 1801 in unserem Stammhause an der Aar zugetragen hatte.

Es wurde Hochzeit gefeiert auf dem Ehriderhof. Die jüngste Tochter des Hauses heiratete in einen reichen Bauern-

hof des Ortes ein. Es war schon zu vorgeklärter Stunde am Abend. Die alten Leute saßen in der geräumigen Stube beim Wein, während sich das junge Volk draußen im Hof, wo Tische und Bänke zwischen Birkenbäumchen aufgestellt waren, beim Tanze vergnügte.

Da betrat ein junger stattlicher Jägermann von der Dorfstraße her den Hof und gesellte sich zu der Jugend. Er trug eine grüne Jacke, Stulpenstiefel und einen verwegenen Jägerhut auf dem schwarzen Kraushaar. Über seiner rechten Schulter hing ein Gewehr. Der Jäger zechte fröhlich mit den Burschen; er tanzte mit den Mädchen, und gar manche Maid machte

dem Fremden, der flott tanzen konnte und nebenbei wohlgefezte Reden führte, schöne Augen. Auch versäumte er es nicht, mit der Hochzeiterin zu tanzen und ihr sein Kompliment auszusprechen, daß sie sich einen strammen Bauernsohn zum Manne erwählt habe; er lade sich schon jetzt zur Kindtaufe ein!

Um Mitternacht wollte der Fremde weiter. Man überredete ihn, zu bleiben. Bei den heutigen Zeiten sei es nicht geheuer, bei Nacht zu wandern. Den Schinderhannes habe es wieder einmal in seine Heimat getrieben, er mache die Gegend um Nastätten mit seinen Gesellen unsicher.

Furcht habe er nicht, sagte der Jäger zu den Miesmachern. Aber dem Schinderhannes, dem Spisbuben und Wegelegerer in die Hände zu fallen, habe er kein Verlangen. Dann sei es schon besser, man würde die paar Taler, die er bei sich trage, vertrinken. Er wisse, der Hochzeitsvater habe noch eine Ladung Wein im Keller. Die solle man heraufholen; er würde zahlen, es ginge nicht an, daß man dem Alten allein die Kosten des Festes aufbürde!

Nach einem kräftigen Schluck Wein meinte der Jäger noch einmal mit einem spitzbübischen Lächeln in den Mundwinkeln, was übrigens den Schinderhannes beträfe, er für seinen Teil verurteile den Mann nicht so sehr, — könne einer von ihnen sagen, daß der Hannes jemals einem armen Teufel Schaden zugefügt habe? Er habe sich doch immer nur die Reichen ausgesucht, um ihnen die Kassen zu leeren, und vor allem habe er es besonders auf die Juden, die Halunken und Gauner abgesehen, um ihnen das Geld, um das sie arme Menschen betrogen hatten, wieder abzunehmen. Sei das etwa eine schlechte Tat? Doch jetzt wolle man trinken und lustig sein!

Es wurde weiter geschertzt, gelacht und gezecht. Und erst als die Hähne krächten und die Tagesarbeit wieder ihre Rechte forderte, dachte man an den Ausbruch. Die Urgroßeltern baten den Fremden, in

ihrer Schlafkammer zu übernachten; sie kämen nun doch nicht mehr zur Ruhe. Die Stube lag zu ebener Erde; ein Fenster ging auf den Garten hinter dem Hause. Als der Ahne früh morgens seinen Wagen anschirrte, um auf den Markt zu fahren, fiel ihm ein, daß er das Bargeld zum Vieheinkauf in der Kammer aufbewahrte, in welcher der fremde Gast schlief. Man mußte ihn also wecken!



Der Jäger zechte fröhlich mit den Burfchen.

Eine Magd klopfte zaghaft an die Türe. Es blieb alles still — noch einmal klopfte sie, dieses Mal schon derber. Wieder kam keine Antwort. Da klinkte sie kurzerhand die unverschlossene Türe auf. Das Zimmer war leer und das große, zweischläferige Bett unberührt. Eine schlimme Ahnung erfaßte die Urgroßmutter, welche inzwischen hinzugekommen war. Sie ging auf die Kommode zu, öffnete die Schatulle, die als Kassenschrank diente. Fünf Dukaten in Gold fehlten aus einem der Fächer. Dafür lag ein weißer Zettel darin mit folgender Aufschrift, die wortgetreu hier wiedergegeben ist:

„Ihr habt die Nacht den Schinderhannes beherbergt. — Ich habe gesehen, es fehlt euch nichts, Ihr habt genug! Johannes Büdler, der Schinderhannes.“

Der Urahne konnte natürlich an jenem Tage nicht mehr zum Vieheinkauf in die Kreisstadt fahren.

Die Kunde, der Schinderhannes war unter uns, ging wie ein Lauffeuer durch das Dorf. Während noch alle beieinanderstanden und die Köpfe zusammensteckten und ein jeder eine Geschichte vom Schinderhannes erzählen wollte, kam vom anderen Ende der Dorfstraße her die

Kräuterliese angehumpelt. Sie hielt ein Goldstück hoch in ihrer rechten Hand: Das habe ihr ein Jägermann gegeben, der sie heute früh um einen Krug Milch gebeten hatte. Man sähe, es gäbe doch noch gute Menschen auf der Erde.

So war der Schinderhannes! Den Reichen leerte er die Taschen, die Armen beschenkte er dann oftmals mit dem gestohlenen Gut.

Vom Prinzen Eugen / Von Dr. Philipp Leibrecht



Das war ein strahlendes Fest, als an einem blauen Spätsommertage des Jahres 1938 die Gattin des ungarischen Reichsverweisers Admiral Horthy den

ten Jubel aus; aber ganz in der Stille hat sich dann später doch wohl mancher Volksgenosse gefragt: „Warum hat man dem stolzen Schiff gerade diesen Namen gegeben? Bedeutet uns der Prinz Eugen so viel? Und was will die Patenschaft der ungarischen Hoheit besagen?“ — Mancher, der mit Kameraden dann und wann das unsterbliche Soldatenlied vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter, und dem Sturm auf Belgrad gesungen hatte, suchte nun etwas verlegen im Geschichtsbuch nach Angaben über Leben und Taten des kriegerischen Fürsten. Da fand er denn zunächst sein Bildnis. Doch der zierliche Reiter mit den großen Augen, dem Dreispiz und der wallenden Lodenperücke auf dem wuch-

tigsten deutschen Kreuzer, das erste Kriegsschiff Großdeutschlands, taufte auf den Namen „Prinz Eugen“. Da flatterten fröhlich zu Häupten des Führers und seiner hohen Gäste im frischen Winde die farbigen Wimpel und Flaggen aller Länder, feierlich erklangen die Hymnen der Nationen, und langsam glitt der gewaltige Rumpf des gepanzerten Schiffes vom Stapel in die silbern aufschäumende Flut. Ergriffen von dem herrlichen Anblick brachen die ungezählten Zuschauer in lau-

tigen Pferde kam ihm gar nicht fremd vor. Denn als man in den Zeitungen und Zeitschriften im März 1938 die Lichtbilder betrachtete, die den weltgeschichtlichen Augenblick festhielten, in dem die österreichische Wehrmacht auf dem Heldenplatze zu Wien am Führer vorbeimarschierte, da gewahrte man immer im Grunde der Bilder ein mächtiges Reiterdenkmal, das in den Himmel ragte als ein gewaltiger Zeuge aus der Vergangenheit. Es ist das Standbild des Prinzen Eugen